



# What the fuck is Mono-Normativität?

Bemerkungen zur Flexibilität der Norm, monogam zu leben  
von Gesa Mayer

In den Medien, in wissenschaftlichen Statistiken und Studien, in Gesetzestexten, im Familien- und Freundeskreis und nicht zuletzt in unseren eigenen Partnerschaften und Gefühlswelten – überall begegnet uns die Norm bzw. das Ideal, sexuell und emotional exklusive Zweierbeziehungen zu führen. Fühlt sich mensch zu mehr als einer Person gleichzeitig hingezogen, ist das – so die verbreitete Annahme – ein sicheres Zeichen dafür, dass mit den jeweiligen Beziehungen oder mit uns selbst etwas nicht stimmt: Nichtmonogame Begehrensformen gelten weithin als Krisensymptome, nichtmonogam lebende Menschen als verantwortungslos, oberflächlich und beziehungsunfähig (vgl. Mayer in Mayer/Bauer 2011). Für das Gefüge von Diskursen, Institutionen, Macht- und Selbstverhältnissen, das Monogamie in ‚unserer‘ Gesellschaft zum kaum hinterfragten Beziehungsmodell Nr. 1 macht, haben Marianne Pieper und Robin Bauer (2005) den Begriff „Mono-Normativität“ geprägt. Ähnlich wie und teilweise verbunden mit Hetero-Normativität ist Mono-Normativität weit über die Sphäre des ‚Intimen‘ und ‚Privaten‘ hinaus in alle möglichen gesellschaftlichen Bereiche und Konstrukte eingeschrieben, beispielsweise in Geschlechter-, Verwandtschafts- und (Re-)Produktionsverhältnisse.

Auf welche Weise und wie genau Mono-Normativität unseren Beziehungsalltag prägt, wie sie dabei immer aufs Neue reproduziert, aber auch infrage gestellt und unterlaufen wird, untersuche ich in meiner soziologischen Doktorarbeit anhand narrativer Interviews mit monogam und nichtmonogam lebenden Menschen<sup>1</sup>. Die Auswertung der Interviews erfolgt mittels eines Codierverfahrens aus der Methodologie der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996). Ein zentrales (Zwischen-)Ergebnis meiner Forschung lautet, dass Mono-Normativität zwar zum Teil recht rigide Vorschriften hinsichtlich ‚richtiger‘ und ‚falscher‘ Begehrensformen macht, dass sie aber in anderen Bereichen weit davon entfernt ist, eine monolithische und starre Norm zu sein. Wenn ich im Folgenden gerade auf ihre Beweglichkeit, Wandlungsfähigkeit und Unschärfe eingehe, dann weil ich denke, dass (auch) diese dringend mit einzubeziehen

---

<sup>1</sup>Diejenigen Interviewpartner\_innen, von denen im Folgenden einige Aussagen wiedergegeben oder zusammengefasst werden, waren zum Interviewzeitpunkt zwischen 25 und 41 Jahre alt. Es handelt sich, wie auch bei mir selbst, um weiße Deutsche. Die Interviewten haben verschiedene sexuelle Orientierungen bzw. Präferenzen (hetero- oder bi- bzw. multi-sexuell) und verfügen überwiegend über eine höhere Bildung (Studium und/oder Abitur). Alle Namen sind selbstverständlich geändert. Ich danke all meinen Interviewpartner\_innen ganz herzlich für ihre Offenheit und für die wertvollen, spannenden Einblicke, die sie mir gewähren.





sind, wenn Mono-Normativität in ihrer Komplexität begriffen und zeitgemäß kritisiert oder dekonstruiert werden soll. Dabei zeige ich auch, dass Monogamie, informelle und einvernehmliche Nichtmonogamie zuweilen gar nicht ganz trennscharf voneinander abzugrenzen sind – weshalb eine etwas genauere, differenziertere Betrachtung vorschnellen, pauschalen Be- und Abwertungen vorzuziehen ist.

## Zeitensprünge

Die Monogamie-Norm umfasst mindestens drei Ebenen: Als rechtliche bzw. religiöse Norm verbietet sie es, mit mehr als einer Person (zurzeit) verheiratet zu sein, als Sexualitäts-Norm schreibt sie vor, mit nur einem Menschen intime Körperlichkeit zu teilen und als Gefühls-Norm verlangt sie, nur eine\_n leidenschaftlich zu lieben. Es bedarf nicht des exotisierenden Blicks auf ‚andere‘ Kulturen, um festzustellen, dass diese drei Komponenten nicht unbedingt immer deckungsgleich sein müssen und dass Monogamie keineswegs zu allen Zeiten und an allen Orten der verbindliche Standard war und ist. Historisch betrachtet – und ganz grob zusammengefasst – vollzog sich die Verkoppelung des Dreiklangs von christlicher Ehe, Sexualität und Liebe hierzulande erst ab Ende des 18. Jahrhunderts mit dem aufkommenden Ideal romantischer Liebe und der Durchsetzung der bürgerlich-patriarchalen Kernfamilie als klassenübergreifendes Normalmodell. Dabei gab es über die Zeit hinweg immer auch Strömungen – etwa in der ersten Frauen\*bewegung, in sozialistischen Gesellschaftsentwürfen oder in der Studierendenbewegung der späten 1960er Jahre –, „die sich kritisch gegen das bürgerliche Kernfamilienmodell und das Monogamiegebot wandten“ (Pieper/Bauer 2005: 61) und die sich für alternative Konzepte wie das der „freien Liebe“ oder „offenen Ehe“ stark machten (vgl. Schenk 1987). Zudem ist Mono-Normativität immer auch gegendert; durch ihre historischen Entwicklungen zieht sich (der Widerstand gegen) eine patriarchale und (hetero-)sexistische Doppelmoral, die es Männern\* tendenziell eher zubilligt als Frauen\*, nichtmonogam unterwegs zu sein (vgl. Jackson/Scott 2004, Lewis 1982, Stelboum 1999).<sup>2</sup>

Nun büßt die Institution der bürgerlichen Kernfamilie bekanntlich seit Jahrzehnten ihren Status als verbindliches Familien- und Beziehungsmodell zunehmend ein. Die Ehe hat ihr Legitimations-Monopol für das Praktizieren von

---

<sup>2</sup> Allerdings weisen einige Interviewpartner\_innen darauf hin, dass heute eine Umkehrung stattgefunden habe und – in bestimmten Kontexten und Szenen – nichtmonogames Verhalten bei Frauen\* eher akzeptiert sei, während nichtmonogam bzw. polyamorös lebenden Männern\* unterstellt werde, „[d]ass man ja irgendwie nur bindungsunfähig und beziehungsunfähig is‘ und irgendwie Lust hat, mit vielen Frauen zu vögeln“ (Felix) (vgl. dazu auch Pieper/Bauer 2005: 66).





Sexualität und Liebesbeziehungen verloren. Und anders als im ursprünglichen Ideal der Romantik ziehen Paare heute durchaus in Betracht, eventuell gar nicht ewiglich füreinander bestimmt, sondern nur für einen gewissen Zeitraum sogenannte Lebensabschnittspartner\_innen zu sein. Mit anderen Worten: Mono-Normativität hat sich vom christlich-romantischen Diktum gelöst, zwischen zwei heterosexuellen Menschen den Bund fürs Leben zu stiften<sup>3</sup>. Sie konzentriert sich heute auf die Exklusivität temporärer, aufeinander folgender Zweierbeziehungen, was auch als „serielle Monogamie“ bezeichnet wird (Schmidt et al. 2006, vgl. Matthiesen 2007, Lenz 2009). Dass diese Stückelung eine nicht zu unterschätzende Transformation darstellt, die, konsequent weitergedacht, als Verschiebung in Richtung einvernehmlicher Nichtmonogamie begriffen werden könnte, macht Oliver Schott (2010: 64f.) deutlich: „Der Schritt von der seriellen Monogamie zur offenen Beziehung ist [...] nicht unbedingt größer oder schwieriger als der Schritt von der radikalen zur seriellen Monogamie. In der seriellen Monogamie gelten Sex mit und Liebe zu Dritten als akzeptabel, wenn sie ausreichend lange – mehr als fünfzehn Minuten sollten es schon sein – vor dem Beginn der aktuellen Beziehung stattfanden. Wenn man also ohnehin schon akzeptiert, dass der Partner oder die Partnerin Sex oder Liebe in der Vergangenheit mit anderen teilte, warum soll es dann so unzumutbar sein, dies auch in der Gegenwart und Zukunft zuzulassen?“

## Anspruch vs. Realität

So plausibel Schotts Argumentation theoretisch auch ist – im gesellschaftlichen Mainstream hat sie bisher noch kaum Gehör gefunden. Zwar mag die Dauer exklusiver Zweierbeziehungen heute begrenzt sein, doch solange und damit die Beziehung hält, erwarten die Partner\_innen in aller Regel körperlich-sexuelle und affektiv-emotionale Ausschließlichkeit voneinander. Eine Drei-Generationen-Vergleichsstudie aus Hamburg und Leipzig kommt diesbezüglich zu folgendem Ergebnis: „Monogame Wertvorstellungen und monogames Verhalten dominieren heutige Beziehungen. Über 90% aller Befragten – Alte wie Junge, Männer wie Frauen, Leipziger wie Hamburger – wünschen sich Treue von ihrem gegenwärtigen Partner oder verlangen sie sogar“ (Schmidt et al. 2006: 133), insbesondere die jüngeren Interviewten formulierten die Forderung, ihr\_e Partner\_in habe ihnen unbedingt „treu“ zu sein.

---

3 Wobei in jüngerer Zeit – gewissermaßen als Gegentrend zum Bedeutungsverlust der heteronormativen Ehe – mit der Eingetragenen Lebenspartnerschaft ein Rechtskonstrukt zur institutionalisierten (wenn auch nicht unbedingt lebenslänglichen) Monogamisierung von Queers geschaffen wurde.





Im Alltag dagegen scheint sich der normative Anspruch auf Monogamie keineswegs reibungslos mit den tatsächlichen gelebten Praktiken und Begehrensformen zu decken: Je nach Studie geben zwischen 20% und über 60% der Befragten an, schon mal so genannten sexuellen Außenbeziehungen oder -kontakten nachgegangen zu sein.<sup>4</sup> Die Wartezimmer der (Paar-)Therapeut\_innen und die Klatschmagazine sind voll von Menschen, die am monogamen Ideal gescheitert sind, indem sie „betrogen“ wurden oder einen „Seitensprung“ begangen haben. Es besteht also offensichtlich eine eindrucksvolle Diskrepanz zwischen den gesellschaftlichen wie individuellen Monogamie-Postulaten und den tatsächlich gelebten nichtmonogamen Praktiken. Angesichts solchen Auseinanderklaffens von Ideal und Wirklichkeit gibt es mittlerweile unzählige Ratgeber, Internetportale und Kurse, die mit Tipps, Übungen und Checklisten dazu anleiten, mithilfe von Beziehungsarbeit und Selbsttherapie einander „treu“ zu bleiben bzw. wieder „treu“ zu werden – oder möglichst geschickt und unbemerkt „fremdzugehen“. (Den Anschein von) Monogamie aufrechtzuerhalten, ist heute keineswegs ein Selbstgänger, sondern harte Arbeit und profitables Einsatzgebiet einer ganzen Coaching- und Beratungsindustrie.

## Fließende Grenzen

Gesellschaftliche Prozesse wie die vielbeschworene Individualisierung, Pluralisierung oder Flexibilisierung machen auch vor monogamen Beziehungen nicht halt; die Arten und Weisen ihrer Gestaltung lassen sich heute weniger denn je über einen Kamm scheren: „Monogamy, after all, may be lived differently by individuals (as a ‚save haven‘ or a ‚ball and chain‘, for example), by couples, or even year-to-year by the same couple.“ (Frank/DeLamater 2010: 20) Okay, okay, aber zumindest hinsichtlich der Anzahl der Beteiligten scheint Mono-Normativität doch eine ganz klare Ansage zu machen: Only you – es kann nur eine\_n geben! Kommt eine dritte Person ins Spiel, ist es vorbei mit der trauten Zweisamkeit. Tatsächlich aber sind in Beziehungen mit monogamem Anspruch die Grenzen des Erlaubten ziemlich unterschiedlich gesteckt. Während für einige Menschen bereits das Attraktivfinden einer zweiten Person ein No-Go darstellt, sehen die meisten meiner Interviewpartner\_innen die Grenzüberschreitung zur Nichtmonogamie in körperlichen Handlungen, meistens im Küssen oder Sex (Geschlechtsverkehr) mit einer weiteren Person. Doch auch

---

4 Einige solcher Erhebungen sind allerdings mit äußerster Vorsicht zu genießen. Wird etwa gefragt: „Sind Sie schon einmal fremdgegangen?“, oder: „Haben Sie Ihren Partner schon mal betrogen?“, so können einvernehmlich nichtmonogam lebende Menschen hier nur mit „Nein“ antworten, denn konsensuelle, ausgehandelte Nichtmonogamie ist eben kein „Betrug“. Außerdem wird auch in monogamen Beziehungen jeweils unterschiedlich definiert, was überhaupt als „Treuebruch“, „Fremdgehen“ oder „Seitensprung“ gilt (siehe Abschnitt Fließende Grenzen).





die Trennlinie zwischen Monogamie und Nichtmonogamie variiert von Beziehung zu Beziehung und individuell von Person zu Person.<sup>5</sup> Zudem kann sich die Grenze des Akzeptablen auch biographisch verschieben: Für Menschen, die sich selbst als monogam definieren und denen zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens allein die Vorstellung schier unerträglich ist, ihr\_e Partner\_in könne sich jemals für eine weitere Person interessieren, kann es in einer anderen Lebenssituation oder Konstellation durchaus in Ordnung sein, wenn der\_die Liebste mal eine Affäre hat oder man zusammen einen Swinger-Club besucht, solange dadurch die eigene Beziehung nicht infrage gestellt wird.

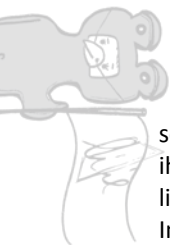
Monogamie ist also nicht gleich Monogamie – und Nichtmonogamie ist nicht gleich Nichtmonogamie: Obwohl in Mainstream-Diskursen häufig in eins gesetzt, kann eine gravierende Differenz bestehen zwischen sogenanntem Fremdgehen einerseits und einvernehmlichen Mehrfachbeziehungen oder -kontakten andererseits. Zweiteres, also auf gemeinsamem Konsens basierende, „verantwortungsvolle“ oder „ethische Nicht-Monogamie“ (Schroedter/Vetter 2010: 43, vgl. Easton/Hardy 2009), reicht von offenen Beziehungen, in denen es eine Hauptziehung von zwei Leuten gibt, die einander aber zugestehen, ab und an sogenannte Zweit- bzw. Nebenbeziehungen oder Affären mit anderen Leuten zu haben, bis hin zu polyamorösen Mehrfach-Partnerschaften und Beziehungsgeflechten, in denen (theoretisch) keine Hierarchien in der Wichtigkeit der Beteiligten oder Intensität der Beziehungen bestehen. Darüber hinaus gibt es auch Menschen, die zwar aktuell nur eine Beziehung führen, diese aber zusammen mit ihrer\_m Partner\_in als potenziell bzw. dem Anspruch nach offen / poly definieren, so dass nicht unbedingt die derzeit gelebte Praxis, sondern das gemeinsame, grundsätzliche Beziehungskonzept den Ausschlag für die Klassifikation der Beziehung als einvernehmlich nichtmonogam gibt.

Wichtig für ein adäquates Verständnis von Mono-Normativität ist, dass sie als gesellschaftliches Verhältnis und verdammt machtvolle Subjektivierungsmaschine auch vor solchen Menschen nicht Halt macht, die sich bewusst gegen ein monogames Beziehungsmodell entschieden haben. Zum einen sind nichtmonogam lebende Menschen mit gesellschaftlichen Anfeindungen und ein-

---

5 Einen Einblick in die Variabilität entsprechender Grenzziehungen gibt auch eine von Katherine Frank und John DeLamater vorgelegte US-Studie zu Formen der (Nicht-)Monogamie, in der die Teilnehmenden u.a. gebeten wurden zu definieren, was sie unter „Betrügen“ verstehen: „Paid sex was most frequently considered as cheating, followed closely by falling in love, sexual intercourse, and oral sex [...]. More than half of the couples considers kissing and making out to be cheating, and slightly more than half consider phone sex or cybersex to fall in this category. About one-fourth of the respondents consider patronizing a strip club, using pornography and fantasizing about other sexual partners to be cheating.“ (Frank/DeLamater 2010: 12f.) Dabei sahen Menschen, die für sich selbst und ihre Beziehungen einen monogamen Anspruch formulierten, im Vergleich zu als nichtmonogam Klassifizierten im Schnitt mehr der aufgelisteten Praktiken und auch bereits Imaginär-Virtuelles wie Cybersex oder nur an Sex mit anderen zu denken als Betrug an.





schränkenden gesetzlichen Regularien konfrontiert.<sup>6</sup> Nicht selten begegnen ihnen auch im näheren sozialen Umfeld misstrauische Sprüche à la „»dann liebst du ihn wahrscheinlich nich‘ wirklich, wenn du noch an einem Zweiten Interesse hast«“ (Sina). Zum anderen erweist sich Mono-Normativität auch in Form eines sozialisierten und verkörperten Selbstverhältnisses als ziemlich hartnäckig: Zwar gibt es durchaus Menschen, die soweit sie zurückdenken können „nie so das Bedürfnis nach Monogamie“ (Lucia) verspürten, andere problematisieren aber, auch innerhalb einer Poly-Konstellation schon mal unversehens „zurückgefallen“ zu sein „auf so 'n monogames Verständnis, so intuitiv“, oder erleben und dagegen arbeiten zu müssen, dass gelegentlich die eigenen „Gefühle [...] noch so diesem alten Beziehungsmodell verhaftet“ (Felix) sind.

### **Ich muss reden, auch wenn ich schweigen muss (Tocotronic)**

Die weiter oben schon angesprochene Unterscheidung zwischen informellen, meist als verantwortungslos betrachteten Formen der Nichtmonogamie („Fremdgehen“, „Betrügen“) und dem Spektrum „ethischer“ Nichtmonogamien kreist grob gesagt um die Frage, ob nicht- bzw. außer-dyadische Beziehungen, Kontakte und/oder Begehren stillschweigend, also verdeckt ohne das Wissen des\_der Partner\_innen stattfinden, oder ob sie offengelegt und ihre Modalitäten gemeinsam besprochen und verhandelt werden, so dass sie mit wechselseitigem Einverständnis zustande kommen. Allerdings liegen die Dinge auch hier etwas komplizierter, als es auf den ersten Blick erscheint.

Was das Kriterium gegenseitiger Zustimmung und Einvernehmlichkeit anbelangt, so stellt Robin Bauer auf Basis seiner empirischen Forschung klar: „Die liberale Vorstellung, Konsensualität sei durch einen einfachen Aushandlungsprozess zwischen mündigen Bürgern herstellbar, ist angesichts einer mit Machtdynamiken und sozialisierten Affekten durchsetzten sozialen Realität kaum haltbar. Neben strukturellen Ungleichheiten wie Geschlecht, Race, Alter usw. kommen im Beziehungskontext noch weitere Machtdynamiken und Abhängigkeiten ins Spiel: Der ‚sexuelle Marktwert‘ und die damit verbundenen Möglichkeiten einer nichtmonogamen Situation einer Partner\_in können

---

<sup>6</sup> Bspw. werden in polyamorösen Gemeinschaften lebende Eltern und deren Kinder (wie auch andere nicht-konventionelle Familienformen) familienrechtlich diskriminiert: Zwar ist in Deutschland in besonders gelagerten, ausdrücklich dem „Wohl des Kindes“ dienenden Fällen die Gewährung eines Umgangsrechts für Dritte möglich, darunter auch nicht blutsverwandte „enge Bezugspersonen des Kindes, wenn diese für das Kind tatsächliche Verantwortung tragen oder getragen haben (sozial-familiäre Beziehung). Eine Übernahme tatsächlicher Verantwortung ist in der Regel anzunehmen, wenn die Person mit dem Kind längere Zeit in häuslicher Gemeinschaft zusammengelebt hat.“ (§ 1685 BGB) Die Möglichkeit einer Ausdehnung der gemeinsamen elterlichen Sorge auf mehr als zwei Elternteile gleichzeitig ist jedoch nicht vorgesehen.





ebenso zu Hierarchien in einer Beziehung führen wie finanzielle Abhängigkeit von einem Partner\_in oder Verlustängste (wenn etwa jemand nur in die Öffnung einer Beziehung einwilligt, um den Partner\_in nicht zu verlieren). Daher ist eine Bewertung der Polyamory-Praktiken als per se ethisch überlegener als informelle oder heimliche Nichtmonogamie vielleicht zu einfach.“ (Bauer in Mayer/Bauer 2011) Aushandlungen und Vereinbarungen sind prima, doch wäre es reichlich naiv anzunehmen, eine gemeinsame, ‚freiwillige‘ Entscheidung für Nichtmonogamie sei mit einer Befreiung von Machtverhältnissen, Situier- und Privilegiertheiten gleichzusetzen, was verhandelte zu einer grundsätzlich edleren, besseren Form der Nichtmonogamie mache.

Auch was den Aspekt des Sich-Mitteilens und der Ehrlichkeit angeht, so funktioniert eine schlichte Gegenüberstellung von verschwiegen = unethisch-fies versus artikuliert = ethisch-pc nicht. So berichten auch Interviewpartner\_innen, die ihre Beziehungen als polyamorös definieren und die grundsätzlich großen Wert auf Offenheit und Aufrichtigkeit legen, dass es gewisse Aspekte gibt, über die sie gar nicht en detail Bescheid wissen möchten (z.B. Einzelheiten zu bestimmten Sexualpraktiken, die ihr\_e Partner\_in mit anderen teilt). Oder es gibt Momente, in denen im Nachhinein betrachtet vielleicht etwas zu locker und euphorisch aus dem Nähkästchen geplaudert wurde: „mit so‘m Typen, den ich auch schon länger kannt‘, halt irgendwie rumgeknutscht und ähm hab bei dem gepennt und so, und das hab ich halt [meinem Freund] auch so erzählt so: »Juhuuu Karneval, und ich hab irgendwie alles mitgenommen irgendwie, ich hab auf 'm Tisch getanzt, ich war betrunken und ich hab rumgeknutscht«“ (Lucia), was in dieser speziellen Situation und/oder Überschwänglichkeit wider Erwarten als „beunruhigend“ empfunden wurde und „Angst“ hervorrief. Es gibt also auch innerhalb von einvernehmlich nichtmonogamen und Poly-Beziehungen verschiedene Grade des (Un-)Sagbaren, die sich wiederum kontextabhängig und mit der Zeit verschieben können. Nicht ganz unproblematisch finde ich in diesem Zusammenhang den Polyamory-Anspruch, „[a]bsolut ehrlich zu sich selbst und zu den beteiligten Personen zu sein“ und ständig „offen über alle Gefühle sprechen zu können“ (Schroedter/Vetter 2010: 43). Denn das setzt voraus, dass wir immer und in jeder Hinsicht selbst klar haben und adäquat formulieren können, was gerade in und mit uns vor sich geht. Mensch braucht kein Fan der Psychoanalyse zu sein, aber dem Mythos vom sich selbst durchschauenden, stets rationalen Subjekt ist getrost die Existenz von so etwas wie dem Unbewussten entgegenzuhalten. Jederzeit vollkommene (Selbst-)Transparenz herzustellen, ist eine Anforderung, die meines Erachtens auch überfordern kann.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Hinzu kommt, dass das polyamoröse Ideal, demzufolge Beziehungspartner\_innen untereinander möglichst weitgehende kommunikative Offenheit bezüglich ihrer Gefühle, Begehrlichkeiten,





Um die Dinge noch ein wenig weiter zu verkomplizieren: Auch in Beziehungen, die überhaupt nicht explizit als konsensuell offen oder poly definiert sind, kommt nichtmonogames Handeln vor, das sich jenseits einer absoluten, klaren Unterscheidbarkeit von entweder ethisch-transparent oder verdeckt-unethisch bewegt. So beispielsweise bei meiner Interviewpartnerin Christiane, die zum Interviewzeitpunkt seit 20 Jahren verheiratet ist und seit etwa 15 Jahren wechselnde, mal mehr und mal weniger feste außereheliche „Affären“ und „Zweitbeziehungen“ eingeht. In diesen macht sie stets deutlich, dass sie einen Ehemann hat: „also das fänd' ich erstens sehr unehrlich, wenn man das verschweigt, und zum andern is' es ja offensichtlich, ich mein', wenn ich am Wochenende nie kann, also so viele Ausreden kann man sich ja gar nich' einfallen lassen. Nee, das war schon, das hab ich immer so kommuniziert offen.“ Gegenüber ihren außerehelichen Kontakten hat Christiane also aus ethischen sowie aus organisatorischen Gründen bisher transparent gemacht, dass sie verheiratet ist und nichtmonogam lebt. Dagegen hat sie ihrem Ehemann gegenüber ihre nichtmonogame Praxis bisher nicht offenbart: „Ich glaube, irgendwann werd' ich mit ihm thematisieren müssen, dass es 'n Problem gibt, aber ich glaube, ihm das alles zu erzählen, was da war, ich glaub', das würde ihn sehr verletzen. Und deswegen würd' ich's ihm nich' erzählen. Also ja, da gehen die Meinungen auseinander, aber die meisten Leute sagen »lieber nich' erzählen«, weil man erleichtert nur sein eigenes Gewissen dadurch und is' nur so 'ne Last los, und der andre hat dann die Arschkarte sozusagen, und muss damit leben und muss damit fertig werden.“ Während Christiane also im einen Kontext u. a. aus ethischen Erwägungen ihre nichtmonogame Praxis offenlegt, verzichtet sie im anderen Zusammenhang bewusst darauf – und zwar ebenfalls mit ethischer Begründung, nämlich um ihren Partner nicht zu belasten, aus Rücksichtnahme auf seine Gefühle. In Christianes Bezugnahme auf das, was „die meisten Leute sagen“, zeigt sich zugleich die Wirkungsmächtigkeit mono-normativer gesellschaftlicher Anrufungen, die häufig einen offenen Umgang mit Nichtmonogamie – bzw. sogar nichtmonogame Menschen als solche – als zwangsläufig verletzend und egoistisch brandmarken. Ein anderes Beispiel für eine Gratwanderung zwischen offener Kommunikation und Nicht-Thematisierung findet sich in einer Passage des Interviews mit

---

intimen Erlebnisse etc. walten lassen sollten, auch kritisch als eine Spielart oder gar Zuspitzung pastoraler Selbsterforschungen, „Sprechanreize“ (Foucault 1983: 46) und „Ausweitung[en] des Geständnisses“ (ebd.: 29) gedeutet werden könnte. Damit bewegen sich die Poly-Prinzipien der unbedingten Ehrlichkeit und Selbstoffenbarung möglicherweise stärker im Einzugsgebiet von bürgerlichem Sexualitätsdispositiv, Bio-Macht und gouvernementaler (Selbst-)Regierung, als es einigen ihrer Befürworter\_innen klar und lieb ist (zum Sexualitätsdispositiv siehe auch Abschnitt Critical (Non-)Monogamy).



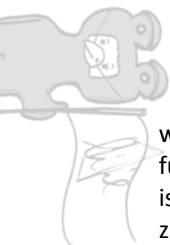




Michael. Er berichtet, dass gerade seine vermeintlich rücksichtsvolle Strategie, seiner damaligen Freundin gegenüber anderweitige Affären zu verschweigen bzw. zu leugnen, zu einem quälenden Zustand sowohl für ihn als auch für seine Freundin führte – bis zu dem Punkt, an dem sie nicht mehr schweigen konnte und ihn damit konfrontierte: „Sie hat dann auch angefangen »ja, und diese ganzen Lügen, ich hab so viele Dinge von dir gehört und du sagst immer wieder, das stimmt nicht««, und dann hab ich gesagt »ja, die einzige Lösung is', ich muss dir alles erzählen und dann kannst du mir von mir aus ins Gesicht schlagen, oder keine Ahnung was, mir 'n Messer in' Bauch stecken oder/ aber dann weißt du's wenigstens, dann kannst du mich wenigstens richtig hassen und nicht immer nur so halb«. Ja, und [...] ich hab ihr dann auch fast alles erzählt, also ich war nicht ganz hundertprozentig ehrlich muss ich dazu sagen, weil teilweise hab ich dann wirklich äh Dinge, die sie dann zu sehr verletzen könnten, die sie dann nich' wissen muss, hab ich dann einfach weggelassen. Zum Beispiel, dass es halt mit einigen Frauen über mehrere Wochen ging zum Beispiel, ich hab halt gesagt »ja, mit der hatt' ich mal was, oder auch mit der, das war wahr, und auch mit der und...« Aber wie gesagt, ich hatte mal noch was mit 'ner anderen, da hatte ich auch Gefühle für die, und äh da hab ich nur zu ihr gesagt »ich hatte Gefühle für die, aber mit der hatte ich dafür nichts Sexuelles«. Das hat also nich' ganz gestimmt dann, solche Dinge hab ich dann weggelassen. Aber im Prinzip war ich ehrlich. Das Wichtigste hab ich ihr schon gesagt.“ Michael hat sich also – auch vor dem Hintergrund wachsenden Drucks – für eine nachträgliche, partielle Offenlegung seiner nichtmonogamen Praxis entschieden: Die Dauer seiner Kontakte behält er lieber für sich, und auch das Zusammentreffen von emotionalem und sexuellem Engagement wird gegenüber der Freundin als auf nur eine Komponente reduziert dargestellt (Empfindungen ja, Sex nein) – in der Annahme, diese Light-Variante sei weniger schmerzhaft (und erspare somit auch Michael allzu heftige Auseinandersetzungen oder Image-Schäden).

Das dritte und letzte Beispiel, das ich hier für das komplexe Verhältnis von Ethik und gegenseitiger (Nicht-)Information anführen möchte, ist die Erzählung von Sven. In einer seiner früheren Beziehungen gab es die Abmachung, eventuelles „Fremdgehen“ könne durchaus vorkommen, wobei aber heterosexuelle Kontakte so stattfinden mussten, dass der\_die andere nichts davon mitbekommt und nicht darüber gesprochen wird. So wollte seine damalige Freundin von Svens Treffen mit anderen Frauen\*, die nicht nur rein freundschaftlicher Art waren, explizit nichts erfahren. Dagegen war es für sie völlig in Ordnung zu wissen, dass er (teils in ihrem Beisein, teils ohne ihre Anwesenheit) gelegentlich Kontakte mit Männern\* hat, die auch Sex beinhalten. Diese Differenzierung begründet Sven so: „Mh, also ich glaub, sie weiß oder





wusste, ähm dass ich mich in Männer nich' verlieben kann [...] und dadurch fühlte sie sich weniger bedroht, und sie wusste halt auch einfach, dass es was is', was sie mir nich' geben kann so, bei 'ner Frau hätt' sie halt immer probiert zu suchen so »was hat sie, was ich nich' hab', ähm kann ich das ausgleichen, wodran liegt's, so, hab ich vielleicht 'n Mangel?« Und bei Männern war's halt einfach so, dass sie sagen konnte »so, naja, das kann ich nich' bieten, das is' okay, is' halt einfach was anderes.« Und ich glaub, sie fühlte sich halt einfach nich' bedroht.“ Mit der Exklusivität der heterosexuellen Liebesbeziehung blieb auch ihr Status als ‚vollwertige‘ Freundin (paradoxerweise gerade dadurch, dass sie ihrer und/oder Svens Wahrnehmung nach mit etwas nicht aufwarten konnte) unangetastet, also konnte sie in diesen Fällen ruhig Bescheid wissen. Dagegen drohten bei heterosexuellen Kontakten Konkurrenz und Degradierung, denen qua Stillschweigen vorgebeugt werden musste. Die Geschichte illustriert sowohl die Verschränkung von Mono- und Hetero-Normativität als auch den (hier gerade durch diese Verwobenheit) eröffneten Spielraum für eine konsensuell nichtmonogame Praxis innerhalb einer nicht dezidiert als offenen definierten Beziehung.

Die Beispiele vermitteln einen Eindruck davon, dass die Trennlinie zwischen mono-normativ verschwiegenen Seitensprüngen und verbalisierten, einvernehmlich ausgehandelten Poly-Praxen oft weniger gradlinig verläuft, als entsprechende Schubladen-Konzepte das suggerieren. Faktoren wie Geschlecht der Beteiligten, Status und Intensität der Kontakte, Praktiken und Affekte, konkrete Gesprächssituation, Ratschläge oder Mahnungen aus dem Umfeld sowie die Art und Weise, wie jemand gerade so drauf ist, wie selbstsicher sie\_er sich im Moment fühlt und wie leicht oder schwer es ihr\_ihm generell fällt, über ‚Intimes‘ zu plaudern, beeinflussen das, was – gute Absicht und Abmachungen hin oder her – jeweils sagbar und/oder hörbar ist. Eventuell kann es in einem mono-normativen Gesellschaftskontext ab und an, in bestimmten Situationen sogar verantwortungs- und respektvoller sein, sich nicht alles zu erzählen. Zugleich laufen sicherlich viele Dinge heimlich und im Verborgenen ab, weil der\_die Partner\_in aus falsch verstandener Rücksichtnahme von der ‚bitteren Wahrheit‘ verschont werden soll – und weil Aushandlungen von Nichtmonogamie eben auch anstrengende Auseinandersetzungen, Diskussionen, Konflikte und manchmal Verletzungen bedeuten. Gravierend konflikthafter und verletzender dürfte es allerdings sein, erst im Nachhinein, durch Zufall oder Dritte zu erfahren, dass oder in welchem Ausmaß mensch hingegangen wurde.





## Critical (Non-)Monogamy

Mono-Normativität mag heute als noch so sanfte, großzügige bis schwammige (Selbst-)Regulierung daherkommen – zugleich enthält sie diverse Aspekte, die uns (oder zumindest mir) das Leben in nicht unerheblichem Maße schwer machen. Eine unhinterfragte Unterwerfung unter die Norm schränkt die eigentlich so vielfältigen Möglichkeiten, Begehren und Zuneigung zu empfinden und zu leben, mächtig ein. Mit dem romantischen Wohlfühlprogramm ist es spätestens dann vorbei, wenn als „monogames Ressentiment“ (Schott 2010: 46) die Eifersucht an die Tür klopft, im Schlepptau ihre fiesen Kolleg\_innen Verlustangst, Misstrauen und Neid – alles produziert durch die Vorstellung, mensch müsse unbedingt der\_die Einzige für eine\_n andere\_n sein und bleiben. Dazu kommt das zwanghafte Konglomerat aus Gender-Bipolarisierung, Hetero-Normativität und Kleinfamilie, mit dem Mono-Normativität historisch sowie noch gegenwärtig koaliert. Auch die mono-normative Logik des Privateigentums und der Konkurrenz – ich bin dein und du gehörst (nur) mir, solange dich mir niemand wegnimmt – muss nicht nur aus kapitalismuskritischer Perspektive einigermmaßen abscheulich anmuten.<sup>8</sup>

Soll Mono-Normativität ernsthaft zerlegt werden, so kommt mensch meiner Ansicht nach nicht vorbei an den Arbeiten Michel Foucaults, insbesondere nicht an seinen Untersuchungen zum „Sexualitätsdispositiv“ und der damit verbundenen Zurückweisung der „Repressionshypothese“ (Foucault 1983). Angesichts der Produktion moderner Sexualitäts-Konzepte und -Erfahrungen durch exzessive Diskursivierung formuliert Foucault eine begründete Skepsis gegenüber der verbreiteten Vorstellung, Sexualität werde gesellschaftlich schlichtweg tabuisiert, unterdrückt und könne / müsse folglich ‚befreit‘ werden

---

<sup>8</sup> Das heißt allerdings nicht, dass nichtmonogame Praxen per se antikapitalistisch wären. Rosemary Hennessy (2000: 105) kritische Bemerkung, „[c]apitalism does not require heteronormative families or even a gendered division of labor. What it does require is an unequal division of labour. If gay or queer-identified people are willing to shore up that unequal division [...] capital will accept us“, lässt sich auch auf Poly-Lifestyles ausdehnen: Netzwerkbildung, Affektmanagement, flache Hierarchien oder mehr als zwei Elternteile, die einander darin unterstützen, Familie und Karriere unter einen Hut bringen, sind nicht unbedingt Widersprüche, sondern unter bestimmten Bedingungen Affirmationen oder zumindest passgenaue Lösungen angesichts der Anforderungen des postfordistischen kapitalistischen Regimes. Zudem spiegeln alternative Lebensformen wie Polyamorie trotz kritisch-emanzipatorischen Anspruchs sozio-ökonomische Ungleichheiten, erfordern doch sie doch ein hohes Maß an zur Verfügung stehender ‚Freizeit‘ (für die Koordination der Beziehungen, Beziehungsarbeiterei, Selbstreflexion...) sowie die Fähigkeit und Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit komplizierten Theorie-Konstrukten, Gesellschaftsanalysen, Argumentationsgängen etc. Vor diesem Hintergrund kommt Thomas Schroedter (2011: 8) zu der – möglicherweise etwas zu arg verallgemeinernden – Einschätzung, Polyamory sei „eine Beziehungsform von Privilegierten“: „Wer arm an Bildung, Zeit und materiellem Wohlstand ist, kann sich keine polyamouröse Beziehung leisten.“





(im Sinne einer Rekonstruktion oder eines ‚Auslebens‘ ihrer ursprünglichen, authentischen Essenz). Übertragen auf Mono-Normativität bedeutet das zunächst mal: Die Hegemonie monogamer Sozialisation und Assoziation ist weder Naturgesetz noch bloße Ideologie (verstanden als ‚falsches Bewusstsein‘ oder reine Kopfsache); sie ist Effekt und Materialisierung gegenwärtig vorherrschender, aber historisch und kontextuell variabler Macht-, Wissens- und Selbsttechniken – wie z.B. der Produktion und des aktiven Konsums von bergeweise Partnerschaftsratgeber-Literatur. Auch die These, gesellschaftlich werde nichtmonogames Begehren schlichtweg mit Repression überzogen, verdrängt, verleugnet, unsichtbar gemacht oder verzerrt, greift deutlich zu kurz. Denn Mono-Normativität präsentiert sich eben nicht ausschließlich als karger Beziehungsknast, der uns von anderen sozialen Beziehungen isoliert, sie operiert längst nicht nur mit Verboten, Zwängen, Untersagungen und Fremdzurechtungen. Sondern sie wird auch ‚aus freien Stücken‘ angenommen, fleißig geübt und mit Inbrunst verteidigt. Kein Wunder, lockt sie doch mit einer ganzen Paletteschillernder Glücks-, Behaglichkeits- und Sicherheitsversprechen. So prekär bis illusorisch die mono-romantischen Versprechungen realistisch betrachtet auch sein mögen, sie scheinen als ausreichend produktive Anreize zu fungieren, um Monogamie als (fast) unangefochtenes Beziehungsideal auch da immer aufs Neue zu reproduzieren bzw. zu aktualisieren, wo keine ökonomischen Abhängigkeiten oder ‚familiären Verpflichtungen‘ dazu drängen. Hinzu kommt, dass Mono-Normativität nicht zwangsläufig auf Abwertung und einfache Zurückweisung alternativer Lebensformen setzt: Wie eine Vielzahl aktueller medialer Beiträge zum Thema zeigt, kann beispielsweise Polyamorie vom Mainstream durchaus als Gegenstand neugieriger Wissensproduktion, wohlwollenden Staunens und/oder unterhaltsamer Exotisierung angeeignet (und dabei dennoch weiterhin nicht ganz für voll genommen) werden. Eine Kritik an Mono-Normativität kann sich also nicht in einem Abarbeiten an ihren repressiven oder ideologischen Zügen erschöpfen, sondern muss sie in ihrer diskursiven wie materiellen Vielschichtigkeit, Produktivität und Anziehungskraft ernst nehmen.

Für unerlässlich halte ich in diesem Zusammenhang eine (selbst-)kritische Reflexion der Tatsache, dass selbst die Zurückweisung von Mono-Normativität andere oder ähnliche Normen und Hierarchien produzieren kann. „Propagiert die gesellschaftliche Norm die Romantische Zweierbeziehung, kontert die Szene mit Offener Beziehung und Polyamorie als Gegenmodell mit Alleinherrschaftsanspruch.“ (Lange 2011: 243) Solche Alternativmodelle mögen zwar weit davon entfernt sein, auf gesamtgesellschaftlicher Ebene an der Mono-Norm zu rütteln, dennoch können sie neue, subkulturelle Normierungen und Bevormundungen hervorbringen, die einzelne Leute mächtig unter Druck setzen. Ein





Beispiel für Poly-Normativität sehe ich etwa in Schotts (2010: 88) rigoroser Forderung, offene Konstellationen, in denen irgendeine Form des Statusunterschieds zwischen den beteiligten Partner\_innen bzw. Beziehungen besteht, höchstens als „Übergangsformen“ zu akzeptieren, aber bloß nicht „an diesem Punkt stehenzubleiben und der sanften Exklusivität der Hauptbeziehung die Kritik zu ersparen, die auch gegen die harte Exklusivität der monogamen Liebesbeziehung vorzubringen ist“. Zum einen ignoriert oder bestreitet Schotts moralisierendes Evolutionsmodell, dass es durchaus ein gewichtiger und für alle Beteiligten dauerhaft befriedigender Schritt sein kann, eine ‚nur‘ graduell offene Beziehung zu führen, auch wenn damit nicht in aller Konsequenz die Systemfrage gestellt wird. Zum anderen sind Ausschließlichkeiten nicht zwangsläufig problematisch mono-normativ: Robin Bauers wie auch meine eigenen Forschungsergebnisse zeigen, dass die Schaffung von temporären, begrenzten Exklusivitäten, d.h. von nur je einer Bezugsperson vorbehaltenen Zeiten oder Räumen, eine wichtige Strategie gerade auch innerhalb weitgehend gleichberechtigter Poly-Konstellationen sein kann (vgl. Bauer/Mayer 2011). Eine weitere Form der Produktion neuer Normen und Verwerfungen benennt und kritisiert Christian Klesse (2006: 565) mit seiner empirischen Feststellung, dass „[t]he prevalent definition of polyamory as ‘responsible non-monogamy’ usually goes hand in hand with a rejection of more sex- or pleasure-centred forms of non-monogamy, such as ‘casual sex’, ‘swinging’, or ‘promiscuity’.“ In der (Über-) Betonung der tiefen emotionalen Verbundenheit und der „starke[n] Tendenz innerhalb der Polyamory-Bewegung, Sex ohne Liebe als nicht polyamorös (ab) zu werten“, sehen Schroedter und Vetter (2010: 36) ein unreflektiertes Festhalten an einem eigentlich ur-monogamen Prinzip: „Das Ideal romantischer Liebe prägt auch hier den Diskurs, und die Zusammengehörigkeit von Intimität und Sexualität wird als Norm übernommen.“ Der polyamore Lieblichkeits-Diskurs mag als Rechtfertigungsstrategie („Unsere Polybeziehungen und Gefühle sind mindestens genauso echt und tief wie eure monogamen!!“) gegen mono-normative Oberflächlichkeits- und Mangelvorwürfe durchaus verständlich sein. Zugleich wird hier deutlich, dass ein wenig (Mono-)Normativität auch da drin sein kann, wo ganz was anderes draufsteht. Da es die Mono-Norm (im Singular) nicht gibt und wir ihre Fragmente offensichtlich auch an Orten antreffen, an denen wir sie gar nicht erwartet hätten, „kann weder eine allgemeingültige Aussage getroffen werden, was gut und richtig ist für alle, noch kann das Gegenmodell zur gesellschaftlichen Norm vorgeschrieben werden“ (Lange 2011: 243). Folglich scheint es mir weder besonders gewinnbringend, Nichtmonogamie pauschal zur subversiven, emanzipatorischen Praxis zu erklären, noch halte ich es für sinnvoll, mit missionarischem Anspruch informelle zugunsten vereinbarter Nichtmonogamie abzulehnen oder eine allgemeine Rangfolge





von böser Monogamie, mittelguter offener Beziehung und toller Polyamorie aufzumachen. Wie ich in diesem Beitrag angedeutet habe, wird die Konstruktion solcher Binarismen und Hierarchien im Alltag durch vielfältige Schattierungen des Sagens, Verschweigens und (nicht) Wissenwollens, durch diverse (Un-)Verantwortlichkeiten und sich überkreuzende Machtverhältnisse sowie durch jede Menge weitere Kontextfaktoren unterlaufen.

Die Erkenntnis, dass wir uns gar nicht so einfach außerhalb oder jenseits der Dynamik mono-normativer Wirkungsmächtigkeit positionieren können, lässt mindestens zwei Schlüsse zu: Der erste wäre, dass Mono-Normativität heute als „flexibler Normalismus“ (Link 1999) mit einem einigermaßen großen Toleranzbereich oder Möglichkeitsfeld des Zulässigen ausgestattet ist, dem kaum zu entkommen ist. Vielleicht ist Mono-Normativität nicht trotz, sondern gerade aufgrund ihrer partiellen Elastizität und Vagheit so erfolgreich: Geschmeidigkeit und klebrige Dehnbarkeit als Garant ungebrochener Attraktivität selbst für ansonsten so freiheitsliebende, aufgeklärte und emanzipierte Menschen. Fähigkeit, auch noch die subversivsten, queersten Begehrliehkeiten einzuverleiben und zu normalisieren. Da diese erste Option ziemlich deprimierend ist, gibt es glücklicherweise noch eine andere, gewissermaßen umgekehrte Interpretation: Dass es nämlich gerade die „Fluchtlinien, das heißt die Gefüge des Begehrens sind“ (Deleuze 1996: 29), welche Mono-Normativität zu ihrer Flexibilität, ihrer ständigen Neuformation treiben oder zwingen. Nichtmonogames Begehren wäre deshalb keineswegs außerhalb des mono-normativen gesellschaftlichen Feldes, nicht jenseits seiner Machtverhältnisse und Diskurse anzusiedeln. Es wäre aber so etwas wie ein Motor der Transformation (statt immer schon normalisiertes Produkt) und enthielte unter bestimmten Voraussetzungen einen Rest, einen Überschuss, der nicht so einfach in die mono-normative Ordnung der Dinge zu integrieren ist und der ein Realisierungspotenzial für andere als monogame Begehrensgefüge oder Assemblagen birgt. Eine dieser Voraussetzungen könnte sein, unsere Beziehungen, Begehren und Affekte entgegen dem Zeitgeist nicht als reine Privatsache, sondern als immanent gesellschaftliche und politische Angelegenheiten zu begreifen und unsere diesbezüglichen Situierungen zu reflektieren. Dabei gilt es sicherlich auch, Komplexitäten, Fehlschläge, eigene Unklarheiten und Widersprüchlichkeiten auszuhalten, um weder vor der flexiblen Hartnäckigkeit der Mono-Normativität zu kapitulieren noch andere und uns selbst mit der „Gegennormierungskeule“ (Lange 2011: 249) zu malträtieren.





# Literatur / Quellen

- Bürgerliches Gesetzbuch (2012): Buch 4 – Familienrecht. Hrsg.: Bundesrepublik Deutschland, vertreten durch das Bundesministerium der Justiz.  
<http://www.gesetze-im-internet.de/bgb/BJNR001950896.html#BJNR001950896BJNG011002377> (Link abgerufen 01.2012)
- Deleuze, Gilles (1996): Lust und Begehren. In: ders.: Lust und Begehren. Berlin, 14-40
- Easton, Dossie/ Hardy, Janet W. (2009): The Ethical Slut. A Practical Guide to Polyamory, Open Relationships & Other Adventures. Berkeley, 2nd ed.
- Frank, Katherine/ DeLamater, John (2010): Deconstructing Monogamy. Boundaries, Identities, and Fluidities across Relationships. In: Barker, Meg/ Langdridge, Darren (eds.): Understanding Non-Monogamies. New York/London, 9-20
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt a. M.
- Hennessy, Rosemary (2000): Profit and Pleasure. Sexual Identities in Late Capitalism. New York/London
- Jackson, Stevi/ Scott, Sue (2004): The Personal is still Political: Heterosexuality, Feminism and Monogamy. In: Feminism & Psychology Vol. 14(1), 151-157
- Klesse, Christian (2006): Polyamory and its ‚Others‘: Contesting the Terms of Non-Monogamy. In: Sexualities Vol. 9(5), Special Issue on Polyamory, 565-583
- Lange, Maren (2011): Die Liebe hält das Schweinesystem perfekt am Laufen – Über Beziehungen und Nähe, Normen und Utopien. In: Affront (Hrsg.): Darum Feminismus! Diskussionen und Praxen. Münster, 241-256
- Lenz, Karl (2009): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden, 4. Auflage
- Lewis, Jill (1982): The Politics of Monogamy. In: Friedman, Scarlet/ Sarah, Elizabeth (Hrsg.): On the Problem of Men. Two Feminist Conferences. London, 88-100
- Link, Jürgen (1999): Versuch über Normalismus. Opladen
- Matthiesen, Silja (2007): Wandel von Liebesbeziehungen und Sexualität. Empirische und theoretische Analysen. Gießen
- Mayer, Gesa/ Bauer, Robin (2011): MonoPoly – Monogamie-Norm und Polyamory auf dem Spielfeld der Besitzansprüche, der Aushandlungsprozesse und des Bekanntgehens. Vortrag mit zwei Einzelbeiträgen von Robin Bauer und Gesa Mayer, gehalten am 01.12.2011 im Rahmen der Reihe qu(e)er\_einsteigen, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.
- Audiofile download: <http://queereinsteigen.wordpress.com/media> (Link abgerufen 01.2012)
- Pieper, Marianne/ Bauer, Robin (2005): Polyamory & Mono-Normativität. Ergebnisse einer empirischen Studie über nicht-monogame Lebensformen. In: Méritt, Laura/ Bührmann, Traude/ Schefzig, Nadja Boris (Hrsg.): Mehr als eine Liebe. Polyamouröse Beziehungen. Berlin, 59-69
- Stelbourn, Judith P. (1999): Patriarchal Monogamy. In: Munson, Marcia/ Stelbourn, Judith P. (Hrsg.): The Lesbian Polyamory Reader. New York/London, 39-46
- Schenk, Herrad (1987): Freie Liebe – wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe. München
- Schmidt, Gunter/ Matthiesen, Silja/ Dekker, Arne/ Starke, Kurt (2006): Spätmoderne Beziehungswelten. Report über Partnerschaft und Sexualität in drei Generationen. Wiesbaden
- Schott, Oliver (2010): Lob der offenen Beziehung. Über Liebe, Sex, Vernunft und Glück. Berlin
- Schroedter, Thomas (2011): „Wer arm ist, kann sich Polyamorie nicht leisten“. Interview, in: dschungel, Beilage der Jungle World Nr. 3/2011, 6-9
- Schroedter, Thomas/ Vetter, Christina (2010): Polyamory. Eine Erinnerung. Stuttgart
- Strauss, Anselm/ Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim
- Tocotronic (1995): Ich Muß Reden, Auch Wenn Ich Schweigen Muß. Stück auf dem Album: Nach der verlorenen Zeit. L'Age D'Or, Hamburg

